

Spiegelbild – Lukas Nünnerich

1. Mond

Da bin ich, und der Rest. Der Bahnhofplatz am Abend: eine Mischung aus Pisse- und Grasgeruch, feine Regenstreifen, die sich mit Achselschweiß vermischen. Noch während ich mich durch die Menschenmasse kämpfe, spüre ich eine neue Freiheit. Ein Fenster tief in der stickigen Wohnung in mir wird aufgerissen, als könnte ich eine Luft atmen, nach der sich meine Lunge seit Jahren gesehnt hat. Sie blüht auf, räkelt sich zum Himmel empor, die beiden Flügel breiten sich aus und beginnen zu fliegen. Unsicher. Meine Beine folgen den Schildern in Richtung Busstation und ich versuche den Pfützen auszuweichen, die sich wie ich zwischen den grauen Gestalten schlängeln. Obwohl meine Gedanken schon längst dem wilden Treiben folgen, mein Blick zwischen all den Gesichtern, Reklamen und Autos hin und her springt, ich selbst mich aufgelöst habe, in der Mischung aus Erwartung und Angst, verbleibt da eine (Leere). Ich werde mitgerissen von den Massen; kann mich nicht wehren. Sie alle strömen, wie ein Fluss gierig ins Tal, Richtung J.-Straße. Eine Straße, von der ich schon gehört habe, in der sich verlorene Gesichter taumelnd an ihren betrunkenen Spiegelbildern festhalten. Das Wissen darüber, *dass ich hier fremd bin, wunderbar losgelöst in einem Unbekannten stehe**, verleiht mir Flügel, die mich über die Köpfe aller anderen schweben lassen, auf sie herabschauend und hoffend, dass mich niemand erkennt. Denn wenn sie mich erkennen, wenn sie wüssten, dass ich ich bin, dann würden sie sich mir anpassen und ich würde es ihnen gleichtun. Dann wäre der Moment verloren, in dem jeder er selbst sein kann.

Doch so schnell wie die Ekstase gekommen ist, so schnell ist sie auch wieder vorbei. Nur ein falscher Schritt, um etwas Neues zu erhaschen, das den anderen entgangen ist, schon

finde ich mich selbst in der Dunkelheit. Allein, nur umgeben von Wänden. Umgeben - untergeben. Ich bleibe stehen, dann gehe ich weiter. Es bringt nichts, zu suchen, zu schreien, zu schweigen. Ich folge dem letzten Licht: Der Mond, der trotz des Regens seinen Weg zu mir findet.

Die Gassen verlaufen sich, doch ich versuche ihnen zu trotzen. Den Weg zurück finde ich nicht und obwohl ich die Wörter auf den Straßenschildern lesen kann, ergeben sie in meinem Kopf keinerlei Sinn. Was bringen die Schilder und Wegweiser, ohne ein Ziel oder eine Karte im Kopf, die Orientierung bietet. Meine Hände streifen die Fassaden der Häuser, ich versuche zu fassen, was dahinter liegt, versuche zu begreifen, wer hier wohnt hinter den weißen Mauern und polierten Fenstern. Eine Markierung. Doch die Häuser schweigen. *Deutlich spüre ich, dass dieses Schweigen eine Lüge ist und unter dem trüben Dunst der Gassen etwas glimmt von der Fäulnis der Welt**. Erst morgen früh, wenn die Sonnenstrahlen zwischen den Giebeln sichtbar werden, wachen sie auf. Neugierige Blicke werden aus den Fenstern geworfen, um sich zu vergewissern, dass sich die Welt nicht über Nacht verändert hat. Dann erneut eine Mauer...

In der Ferne klingt Musik. Gedämpft. Sie ruft mich und ich höre. Sie führt mich und ich folge. Immer lauter werden die Klänge, immer stärker ihr Einfluss auf mich. Schließlich trete ich, ohne darauf zu achten, in die J.-Straße ein. Clubs, Bars und Neonwände flankieren die Straße, leuchten den Weg und locken mich zu sich hin. Ein Angebot für billige Kopien meiner selbst übertrifft das nächste, umtänzelt von derselben Masse wie am Bahnhofsplatz. Sie schließt mich ein und zwingt mir ihren rhythmischen Schritt auf: ein Technomarsch, dem ich nicht entkommen will. Im Gleichschritt erheben wir uns und fallen zurück auf den Boden, umarmen uns und weinen miteinander, starren uns an, ziehen uns aus, vergöttern uns selbst. In der Mitte der Stadt blüht dieser Ort